

Veranstaltung in der Hauptkirche St. Jakobi, Hamburg, am 11. 2. 2016 anlässlich der Ausstellung:  
Neue Anfänge nach 1945? Wie die Landeskirchen Nordelbiens mit ihrer NS-Vergangenheit umgingen

## **Das gute Gewissen ist eine Erfindung des Teufels ( Albert Schweitzer )**

### **Der Umgang mit Schuld in der Kirche und die transgenerationale Weitergabe von Kriegserfahrungen aus psychoanalytischer Sicht**

Ich habe 2 Bemerkungen vorweg:

1. Wir sind nicht besser als unsere Väter und Mütter, als unsere Vorgängerinnen und Vorgänger im Amt, was den Umgang mit Schuld anbelangt. Es ist sehr wichtig, Schuld aufzudecken, aber heute sind wir hier nicht zusammen gekommen, um über bestimmte Personen zu richten und uns von ihnen abzusetzen, sondern um uns mit unserer kirchlichen Vergangenheit auseinanderzusetzen, zu der sie gehören. Das ist ein Akt der Integration.
2. Es ist eine Illusion zu meinen, die Kirche würde besser mit Schuld umgehen als andere gesellschaftliche Institutionen, weil sie die Botschaft von der Vergebung habe. Diese Ausstellung zeigt, dass das nicht wahr ist. Und eben das würden wir alle am liebsten nicht wahrhaben.

Damit sind wir mitten im Thema: Niemand möchte schuldig sein. Menschen haben Angst davor, schuldig zu werden. Sich nicht schuldig zu machen ist ein Antrieb für vieles, was wir tun. Man möchte unschuldig sein. Deshalb sehnt man sich danach, dass andere eine Entscheidung treffen, dass andere gut finden, was man tut, dass andere die Schuld bekommen, wenn etwas Schlimmes passiert ist.

Man möchte unschuldig bleiben. Und das ist eine Illusion, die geradewegs hineinführt in einen unheilsamen Umgang mit der Schuld. Denn man kann als Mensch nicht unschuldig bleiben. Als Menschen kommen wir nicht daran vorbei, ändern nicht nur Gutes zu tun, sondern auch Schlechtes zuzumuten, und es ist unsere vornehmste Aufgabe, dafür die Verantwortung zu übernehmen.

Ich glaube, so radikal hat Schweitzer gedacht, als er schrieb:

»Nie dürfen wir abgestumpft werden. In der Wahrheit sind wir, wenn wir die Konflikte immer tiefer erleben. Das gute Gewissen ist eine Erfindung des Teufels.«

Schweitzer, Albert: Gesammelte Werke in fünf Bänden Rudolf Grabs, (Hrsg.) München 1974, Band 2, Seite 388

Es gibt einen heilsamen Umgang mit der Schuld und einen unheilsamen.

Der unheilsame Umgang kann auf dreierlei Weise stattfinden:

1. Eine geschehene Schuld wird verleugnet – das bedeutet schlichtweg so zu tun, als wäre nichts Unrechtes geschehen.

2. Sie wird verdrängt – das bedeutet, dass ich das Geschehene aus meinem bewussten Erleben dränge und es nicht mehr weiß, es nicht mehr sagen kann.

3. Sie wird projiziert – ich schiebe sie jemand anderem in die Schuhe: Die Schuld an unserer Stelle zu tragen - das ist die Funktion des Sündenbocks. Davon erzählt die Kreuzesgeschichte.

Der heilsame Umgang mit Schuld besteht darin, die Schuld anzuerkennen, diese Wahrheit über mich selbst zu ertragen, sie als zu mir gehörig zu betrachten und zu beweinen, ohne die Selbstachtung zu verlieren und ohne in Selbstverachtung zu versinken; sie zu bearbeiten und da, wo es möglich ist, Wiedergutmachung zu versuchen. Wie oder wodurch ist uns, wäre uns ein solcher heilsamer Umgang mit Schuld möglich?

In der Kirche – so haben wir gehört – wurde die Auseinandersetzung mit der Schuld bis etwa 1965 aktiv verhindert. Es wurden sogar diejenigen, die die Schuld besprechbar machen wollten, verunglimpft und kaltgestellt.

Umgekehrt hat die Kirche als Institution also Menschen Schutz gewährt, die einen *unheilsamen* Umgang mit der Schuld praktizierten, und hat es solchen Menschen schwer gemacht, die einen heilsamen Umgang versuchen wollten. Die Kirche wollte sozusagen als Institution unschuldig bleiben, gut dastehen und hat eben damit verhindert, dass die Menschen in der Kirche einen guten Umgang mit der Geschichte fanden. Der Glaube an die Vergebung kann nicht sehr stark gewesen sein.

Im Grunde ist das eine Verdoppelung der Schuld: In dieser Nichtbearbeitung der Schuld machte sich die Kirche erneut schuldig.

Die Menschen der Generation, die in dieser Weise die Schuld der Kirche zu verschweigen trachteten, hatten selbst den Krieg erlebt. Einige hatten schon die Kriegsniederlage Deutschlands nach dem 1. Weltkrieg erlebt, sie sind mit der Dolchstoßlegende aufgewachsen. Und sie alle hatten mit Hunger, materieller Not und Überlebensängsten zu tun.

Dann kam die nationalsozialistische Begeisterung: Endlich aufstehen, der Tag bricht an, Deutschland ist wieder wer, die Deutschen sind ein besonderes Volk mit einem besonderen Recht. Und ich gehöre dazu. Die Versuchung war groß, da mitzugehen. Und es wurde zunehmend lebensgefährlich, da nicht mitzugehen. Die meisten verschwanden in der großen marschierenden Volksgemeinschaft und ersetzten ihr Gewissen durch die nationalsozialistischen Ideologien, die immer normaler wurden. Oder sie versuchten, irgendwie unauffällig durchzukommen. Sie haben das Grauen des 2. Weltkrieg miterlebt und anschließend eine Niederlage ohnegleichen; sie waren Täter und Opfer zugleich gewesen. Es wurde deutlich, dass ihre Sonne des Erfolges einen unermesslichen Schatten geworfen hatte, dass hinter dem Glanz des Nationalsozialismus eine unfassbare Menschenverachtung gestanden hatte. Wenn gar nichts mehr bleibt, worauf man stolz sein kann, ist es fast nicht möglich, auch noch der abgrundtiefen Schuld eingedenk zu werden, die mein Tun und mein Wegsehen bedeutet hat.

Vielleicht ist das Schweigen dieser Generation nicht immer ein aktives Verschweigen gewesen. Viele waren verstört: War ich Täter oder Opfer? Wie geht beides zusammen? Viele haben sich auch geschämt, weil sie sich in etwas haben hineinziehen lassen, dass sie bei klarem Verstand nicht gewollt hätten, und die Scham darüber konnten sie nicht sagen. Man kann ja nicht tatsächlich im Boden versinken. Propst Hans-Günther Richers sagte zu dem Gefühl der Menschen damals: „Wir waren alle wie gelähmt.“

Diese Generation hat den Wiederaufbau angeschoben. Man hat angepackt und gut funktioniert. Über Gefühle wurde kaum gesprochen. Es gab in der Generation meiner Eltern wenig Einfühlung in sich selbst und auch in andere. Eine Art Gefühlskälte war der Preis. „Was sollen die Nachbarn denken!“ „Stell Dich nicht so an!“ Man suchte danach, nicht anzuecken. Man suchte Ordnung in einer neuen Struktur. Anpacken! Nach vorne sehen! Die schlimmen Erlebnisse wurden abgeschoben und nicht bearbeitet.

Wirkliche Trauer über sich selbst und über die, denen man etwas angetan hatte, wurde kaum ertragen.

Aber Trauer ist der erste Schritt, um eine Bearbeitung für schlimme Erfahrungen zu tun und damit eine Entwicklung zu vollziehen. Wenn eine Generation diese innere Arbeit nicht tut, gibt sie das Verdrängte, das Verleugnete, das schlechte Gewissen weiter an die nächste. Es wiederholt sich dort in modifizierter Weise genau das, was ungesagt blieb und nicht bearbeitet wurde. Das will ich erklären:

In der Transgenerationalen Weitergabe von Erfahrungen kommt es dazu, dass die Kinder die emotionale Last der unverarbeiteten Konflikte der Eltern übernehmen. Die Kinder spüren die Schuld- und Schamgefühle und übernehmen sie so, wie sie viele Dinge ihrer Eltern einfach übernehmen. Sie spüren die verminteten Felder bei den Eltern, aber sie verstehen sie nicht. Weil nicht darüber gesprochen wird, können sie die Schuldgefühle, die nun in ihnen wohnen, nicht einem konkreten Handeln zuordnen – in diesem Fall: dem Handeln der Eltern – und sich damit gewissermaßen distanzieren und sagen: *Das* gehört zu Euch und *das* gehört zu mir. Sie sind durcheinander; sie laufen mit einem diffusen namenlosen Schuld- und Schamgefühl herum, ohne *wirklich* selbst etwas verschuldet zu haben und *eigentlich* ohne Grund, sich schämen zu müssen. Dies schwächt sie in ihrem Selbstwertgefühl.

Da ihre Eltern sich so schlecht in ihre Kinder einfühlen konnten wie in sich selbst und ihnen daher wenig emotionale Resonanz geben konnten, haben die Kinder außerdem wenig Zugang zu ihren eigenen Gefühlen und damit zu einer eigenen Identität gewinnen können. Ohne Selbstwertgefühl und relativ stabile Identität ist es fast nicht zu bewältigen, tatsächliche eigene Schuld zu ertragen. D.h. es wiederholt in dieser Generation sich die Unfähigkeit, Schuld auf sich zu nehmen. Man hat aber immer dieses diffuse Schuldgefühl und möchte sich dagegen wehren.

Die französische Psychoanalytikerin Haydee Faimberg beschreibt diesen Vorgang als Teleskopung, d.h. ein Ineinander-rücken der Generationen, in der das Kind eigentlich in zwei Zei-

ten lebt: in der Vergangenheit der Eltern und in der eigenen Gegenwart. Es ist sehr schwer, sich aus einer solchen Verstrickung zu lösen. Die übernommenen diffusen Schuld- und Schamgefühle fesseln das Kind an die Vergangenheit und sind Quelle einer großen Unsicherheit. Man hat dann zeitlebens zu tun mit der Frage, wieweit man ein Recht hat auf eigene Gefühle, Wünsche und Gedanken. Solche Menschen neigen dazu, ängstlich zu sein, sich anzupassen und Leuten, die Großes versprechen, hinterher zu laufen, um ihre Kleinheit loszuwerden. Damit tun sie etwas Ähnliches wie ihre Eltern es getan haben.

Die 68er Generation hat sich damit nicht abgefunden, sondern ist aufgestanden gegen dieses Schweigen und hat die Eltern gefragt: Was habt Ihr getan? Sie hat angeklagt und damit angefangen, das Geschehene zu erforschen und zu bearbeiten. Das war eine wichtige Arbeit. Manche haben sich dabei zum Richter über die Elterngeneration gemacht, um selber schuldlos zu bleiben. Aber wir sind nicht besser als unsere Väter und Mütter. Wir sind nur in bessere Verhältnisse hineingeboren. Jedenfalls ist das zwanghafte Aufdecken der Untaten der anderen noch keine Bearbeitung des eigenen Erbes; es ist eher wieder eine Spaltung – dort die Bösen – hier die Guten. Dieses Denken unterliegt der Illusion, dass man selbst hätte unschuldig bleiben können.

Eine destruktive Potenz liegt in jedem und jeder von uns. Das ist das Erschütternde. Die Bibel ist da sehr realistisch: Der Mensch ist böse von Jugend auf. Als Christen glauben wir, dass wir dennoch geliebte Wesen sind. Wir glauben, dass Vergebung möglich ist und können sie manchmal annehmen. Dieser Glaube kann uns den Mut geben, Schuld als solche zu benennen und anzuerkennen.

Für die Menschen in einer Institution wie der Kirche ist es eine große Erleichterung, wenn vor allem diejenigen, die für das Ganze sprechen, das sind die Bischöfe und Pröpstinnen und Kirchengemeinderäte, aber auch Pastor\_innen und mutige Christenmenschen überhaupt, vormachen, dass es möglich ist, Schuld und Scham und eigenes Versagen einzugestehen und darüber zu sprechen.

Die Kirche könnte etwas wieder gut machen – und sie tut das auch in mancherlei Gestalt und an vielen Orten – indem sie Räume, Zeiten, Gesprächsforen, Rituale und Symbole zur Verfügung stellt, in denen Schreckliches zur Sprache kommen und ausgehalten werden kann, in denen Schuld übernommen und nicht abgeschoben wird, in denen man aufrecht stehen kann mitsamt der Schuld, die wir auch heute auf uns laden – durch unser Tun und durch unser Lassen.

Wir leben auch heute, wenn man weltweit schaut, auf einer kleinen Insel in einem Meer von Gewalt gegen Menschen, gegen Tiere und gegen die Lebensgrundlagen, die wir mit ihnen teilen. Wir sind direkt und indirekt daran beteiligt, obwohl wir es nicht wollen und obwohl uns das nicht gefällt. Die Schicht der Kultur, der Zivilisation, der kommunikativen Friedensfähigkeit ist sehr dünn; man muss sie hegen und pflegen.

Dass diese Schicht durchbrochen oder porös wird und Destruktivität sich entlädt oder diffundiert und sich breit macht, kann man nur dadurch mindern, dass man die destruktive Po-

tenz in sich selber kennenlernt und sie sich bekannt macht – um ihr nicht ausgeliefert zu sein, um ihr begegnen zu können, entgegentreten zu können, wo sie auch auftaucht.

Dabei spielen Institutionen eine wichtige Rolle: Sie können Räume, gewissermaßen Gefäße, zur Verfügung stellen für eine solche Auseinandersetzung mit Aggressivität und Destruktivität. Oder sie können Angst schüren, Moralität predigen und Anpassung befördern.

In jeder Institution gibt es eine eigene Kultur – zu ihr gehört die Art und Weise, wie miteinander kommuniziert wird, womit man besonders gut dasteht, womit nicht, wie über Schuld geredet wird, wie mit Fehlern umgegangen wird, mit Meinungsunterschieden etc. In dieser Sache gibt es viel zu tun in der Kirche, nicht nur im Blick auf die Vergangenheit.

An vielen Orten in der Kirche geschieht das auch, überall da, wo Menschen ihre Konflikte miteinander kommunikativ austragen, ohne auseinander zu laufen oder einander schlecht zu machen; überall da, wo Menschen sich einsetzen für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Aber die Kultur der Kirche ist noch sehr vom Wunsch nach Konfliktvermeidung und Harmonie geprägt, was dazu führt, dass das Schlechte, die Schuld doch eher bei den andern gesehen wird.

Um eine konstruktive und differenzierte Kultur zu befördern, die Spannungen halten kann und nicht explodieren lässt, braucht es Räume, die eine große Ambivalenz ertragen können, ohne dass es zu Spaltungen und Verurteilungen kommt. Wahrnehmen, was ist. Dazu werden Menschen gebraucht, die ihre eigenen Ambivalenzen kennen und sich nicht davor fürchten, die wissen, dass es zum Menschsein gehört, potentiell zum Guten wie zum Bösen zu neigen, innere Konflikte zu erleben, Fehler zu machen, schuldig zu werden. Da ist die Ambivalenz von Täter und Opfer, von Liebe und Hass, von Schuld und Unschuld, von Gut sein wollen und das Gute dennoch nicht tun – in jedem und jeder von uns und in der Kirche insgesamt.

Diese beiden Seiten der Medaille gilt es zusammen zu halten! Dann ist die destruktive Potenz nämlich sozusagen gebunden an die Potenz zum Guten, zum Heilsamen, zum Wiedergutmachen. Sie kann nicht machen, was sie will. Vielleicht ist diese Ausstellung und die damit verbundenen Veranstaltungen so ein Raum.

Wir können darüber traurig werden, dass wir nicht sind, wie wir gerne wären; aber wir können das, was uns an uns und andern und an der Kirche nicht gefällt, nicht loswerden.

Es kann sich nur verwandeln, indem wir es ansehen.

Anne Reichmann, Pastorin, Pastoralpsychologin, Supervisorin, Institutionsberatung der Nordkirche